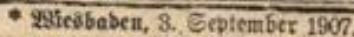


22. Jahrgang.



* **Der Segen der Arbeit.** Es gibt kein besseres Heilmittel gegen geistige und körperliche Leiden, als Arbeit, einerlei, welcher Art diese auch sei. Fühlen wir uns niedergedrückt und traurig, so vermehrt ein intensives Nachhängen noch diese Stimmung, das Mitleid mit uns selbst. Denn da wir Zeit haben, das uns Angetane von allen Seiten zu überdenken, so finden wir stets neuen Kummer heraus. Wir wühlen in der Wunde, die das Schicksal oder die Menschen uns zuge schlagen, vergrößern sie und kommen so der Melancholie immer näher. Ganz anders aber wirkt das energische Aufraffen mitten in den Schmerzempfindungen zu einer nutzbringenden Tätigkeit. Der anfängliche Widerwille schwindet bald, unser Werk macht uns Freude, und da es alle unsere Gedanken erfordert, so bleibt kein Rest zum Trübeln übrig. Ja, sind wir glücklich fertig mit dem, was wir uns vorgenommen hatten, so nimmt ein Lustgefühl die Stelle der früheren Niedergedrückttheit ein. An einem milden Lichte sehen wir das Vergangene. Wir kommen bedeutend leichter darüber hinweg. Ein regelrechter Beruf, der

* Im Reichshallentheater, welches vorgestern die Winter-Saison eröffnete, ist das „Troppauer-Ensemble“ wieder eingezogen und hat Dir. Greiling mit dem Wiedereingetragenen dieses Ensembles einen glücklichen Griff getan, was der Beifall, welcher seit minutenlang das Haus durchbraust, bewies. Troppauer bietet aber auch in den beiden Singspielen „Die verkaufte Braut“ und „Bernstein in Osende“ als „Heirathsvermittler“ zwei „Bernstein“-Figuren von zwerchfellerhütternder Comit. Das Zusammenpiel des Ensembles ist vorzüglich und gebührt der Regie ein besonderes Lob. Auch die übrigen engagierten Kräfte sind vorzüglich. „Die Obersteirer“ bringen ein prächtiges Bauernduett, Vilien Denis singt und tanzt englisch, Lucie Bernardo trägt ihre Ueberbrett-Complets grazios vor, Martens ist ein tüchtiger Tanzenmeister und Mme. de Dietz singt in vier Sprachen. Letztere brilliert nicht nur durch gutes Auf-

* **Schönheitskonkurrenz für Motorboote auf dem Rhein.** Bekanntlich findet außer der Wettsahrt für Motorboote von Mannheim nach Mainz am Sonntag, den 22. September Ziel: Stadthalle in Mainz, eine Schönheitskonkurrenz für Motorboote, verbunden mit einer Korsofahrt durch den Rheingau von Mainz über Biebrich nach Rüdesheim und zurück nach Schierstein am Montag, 23. September, statt. Die an der Schönheitskonkurrenz und der Korsifahrt teilnehmenden Boote haben am Montag, 23. September, mittags 12 Uhr in beliebiger

Berlin. Bankdiskont 5 1/2%, Lombardsinsfuß 6 1/2%, Privatdiskont 4 5/8%.

[illegible]



Nr. 206.

Mittwoch, den 4. September 1907.

22. Jahrgang.

Getrennte Welten.

Roman aus der modernen Gesellschaft von Clarissa Lohde.

(Nachdruck verboten.)

1. Kapitel.

Tiefe Stille herrscht in der Villa des Barons von Nothensfels. Der alte Herr lag schwer krank darnieder, ein Mann, der es im Leben gut gehabt, der nie Nömmernisse kennen gelernt hatte. Reich und vornehm von Geburt, hatte die Sonne des Glücks ihm bis ins hohe Alter geleuchtet. Seine ihm im Tode vorangegangene Gemahlin, eine geborene Gräfin Helldberg, war einst zu den meistgerühmten Schönheiten am Berliner Hofe gezählt worden. Sie hatte ihm zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter geschenkt, die beide nach Wunsch verheiratet waren. Dietrich von Nothensfels bewirtschaftete die große, in der Mark liegende Herrschaft Franenstein, die Tochter Asta, an einen bairischen Standesherrn vermählt, lebte in München, wo ihr Gemahl, Graf Alten, ein Hofamt bekleidete.

Vor dem von Granitsäulen getragenen Portal der im Westen Berlins liegenden Villa, die der alte Baron schon seit Jahren im Winter bewohnte, hielt ein Coupe. Doch nicht der in der ganzen vornehmen Gegend bekannte Arzt des Barons entstieg ihm, sondern ein kleiner, untersehter Herr, der auf der led emporgereichten Nase eine Brille trug, durch die zwei helle graue Augen scharf hervorlugten. Die mit kunstvollen Eisengittern geschmückte Glastür, welche zum Vestibül führte, öffnete sich geräuschlos. Der Portier verneigte sich schweigend vor dem Eintretenden; zugleich ging eine zweite, das Vorzimmer abschließende Tür auf, in der ein alter, grauhaariger Diener den Ankömmling empfing.

„Es geht also nicht gut, Franz?“ fragte der Eintretende leise, „sonst hätte der Herr Baron mich wohl nicht rufen lassen!“

„Nein, nicht gut, Herr Justizrat. Der Herr Baron sprechen immer vom Sterben.“

„O, ho, so rasch stirbt man nicht,“ suchte der Justizrat den besorgt dreinschauenden alten Diener zu beruhigen.

„Der Herr Baron sind hoch in den Sechzigern und der böse Bronchialkatarrh quält ihn schon seit dem letzten Winter gar zu sehr. Und diesmal ist er heftiger aufgetreten, als je vorher.“

„Aber bei diesem milden Aprilwetter!“ meinte der Justizrat und schaute durch die große Scheibe des Flurfensters in den im ersten Frühlingsschmucke schimmernden, ausgedehnten, mit künstlerischem Geschmac angelegten Garten. Der Diener nickte die Abscheu.

„Der Herr Geheimrat Walter, unser Arzt, der, wie der Herr Justizrat vielleicht wissen, die Hoffnung so leicht nicht sinken läßt, hat vor einigen Tagen die junge Frau Baronin, die zur Pflege hergekommen ist, bedeutet, daß auch die gnädige Gräfin aus München hergerufen werden solle. Er hegte also wohl keine Hoffnung mehr. Des Justizrats bisher noch immer jovial lächelndes Gesicht nahm nun einen ernsten Ausdruck an. „Ja, ja,“ sagte er, „dann freilich.“

Der Diener war währenddessen vorausgeschritten, einen langen Gang hinunter, dann durch mehrere halb verdunkelte,

reich ausgestattete Gemächer, bis er vor einer geschlossenen Tür stehen blieb. „Ich werde den Herrn Justizrat anmelden.“

„Hütet der Herr Baron das Bett?“

„Nein, er sitzt im Lehrstuhl Tag und Nacht, da ihm beim Liegen das Atmen zu schwer wird. Ich glaube, die Frau Baronin ist gerade bei ihm.“

Der Diener klopfte leise an, ein leichter Tritt wurde hörbar, dann öffnete sich lautlos die Tür. Eine junge, einfach gekleidete Dame nickte dem Justizrat ernst zu. Sie hatte ein feines, edel geschnittenes Gesicht, große, dunkelgraue, seelenvolle Augen und volles, aschblondes im Nacken zu einem Knoten geschlungenes Haar. Beim ersten Blick konnte man sie kaum schön nennen; aber sie hatte, was mehr wert ist als Schönheit, etwas eigen Anziehendes, eine edle, fränkische Würde, die sogleich jedes Herz gewann. Baronin Editha war die Schwiegertochter des alten Barons, die Frau seines Sohnes, sein besonderer Liebling, die sogleich, als sie durch die Haushälterin des alten Herrn erfahren hatte, daß er krank geworden sei, von ihrem Gute herbeigeeilt war, um ihn zu pflegen. Er hatte gerade nach ihr verlangt, nicht nach seiner Tochter, die, zu sehr Weltkame, im Gesellschaftsleben fast ganz aufging, überdem selbst nervös, sich zur Krankenpflege wenig eignete. Aus diesem Grunde hatte man sie auch nicht beunruhigen wollen, ehe der Zustand des alten Herrn sich wirklich gefährlich erwies.

„Bitte, treten Sie ein, Herr Justizrat,“ sagte die Baronin mit einer sanften Stimme, die sich weich und wohligh ins Ohr legte. „Der Papa erwartet Sie schon mit Ungeduld. Dabei trat sie in den Salon, um den Justizrat vorbei zu lassen.“

„Sie lassen uns allein?“ fragte dieser erstaunt. „Ist es etwas so Ernsthaftes?“

„Ich glaube. Doch sollte der Papa mich brauchen, so bin ich zur Hand. Ich warte hier.“

Im Lehnstuhl an dem hohen Fenster sah die hagere Gestalt des Kranken, in einen mit Pelz gefütterten Schlafrock gehüllt. Sein Kopf mit den spärlichen grauen Haaren war auf die Brust gesenkt, das von einem dichten grauen Bart umrahmte Gesicht sah gelblich-bleich aus, die Augen lagen eingefallen in ihren Höhlen. Der Justizrat erschraf. So verfallen hatte er den sonst noch immer stramm und vornehm einherschreitenden Herrn, der stets etwas Herrisches, Hochfahrendes gehabt hatte, sich nicht vorgestellt. Und diese zusammengesunkene Gestalt in dem hochlehnigen Krankenstuhl wirkte umso trauriger inmitten all der Pracht, die sich um sie breitete. Die hellseidenen Vorhänge an den Fenstern, die Sessel und Sofas mit dem gleichen hellen Ueberzug, die ebenso zierlichen als kostbaren Boulemöbel, die Gemälde an den Wänden, die alle Liebes- und Jagdszenen darstellten, das alles sprach von der unverwundlichen Lebenslust des Barons, der jetzt ein Bild des Sterbens und Vergehens dalag; welch ein Kontrast!

Der Justizrat vermochte es dennoch über sich, ein Lächeln auf seine Lippen zu zwingen. „Der Herr Baron haben beföhlen?“

„Kommen Sie nur näher,“ sagte der Kranke, mit einem leichten Reigen des Hauptes den tiefen Gruß des Justizrats erwidern, und mit einer heiseren, mühsam nach Luft ringenden Stimme fügte er hinzu: „Sehen Sie sich ganz nahe zu mir, ganz nahe. Sie sehen, das Sprechen wird mir schwer.“

Der Justizrat rückte sich sogleich einen Sessel dicht an den Stuhl des Kranken, dessen leuchtender Atem etwas Bedächtigendes hatte. „Womit kann ich dem Herrn Baron dienen?“ fragte er.

Ein tiefer Seufzer entrang sich der Brust des Kranken. „Es handelt sich um meinen letzten Willen!“ Der Justizrat neigte, als hätte er diese Antwort erwartet, zustimmend das Haupt. „Sie wissen, ich habe schon bei Lebzeiten meiner Frau ein Testament gemacht!“

„Das bei mir deponiert ist und in dem mir die Ehre erwiesen wird, mich zum Testamentsvollstrecker zu ernennen,“ fiel der Justizrat ein, um dem Kranken das Sprechen zu ersparen. „Wünschen Sie ihm noch etwas hinzuzufügen?“

Der Baron schüttelte den Kopf. „Ich habe ein Kobizill niedergeschrieben, welches das ganze Testament umgestaltet.“

Der Justizrat konnte eine Gebärde höchsten Erstaunens nicht unterdrücken: „Aber ich dachte, Herr Baron, es war in dem Testament alles aufs beste vorgesehen. Die Herrschaft Frauenstein und das Gut Schönwalde erbt Baron Dietrich, die Villa und das bare Vermögen die Gräfin Alten in München. Auch des alten Kammerdieners Franz ist gedacht, sowie der Frau Müller, der der Herr Baron durch mich eine jährliche Rente von 3000 Mark zugehen ließen. Letztere erhält sogar eine ansehnliche Summe.“

Der Baron schüttelte ungeduldig mit dem Kopf. „Die Frau Müller braucht nichts mehr von mir, sie ist seit einigen Monaten tot.“

„Ah so, das ändert allerdings etwas die Sache. Haben der Herr Baron die ihr zuge dachte Summe vielleicht für jemand anderen bestimmt?“

Der Baron antwortete nicht, sondern griff, sich mühsam aufrichtend, nach einer verschlossenen Mappe, die mit einer Anzahl von Büchern und einigen Schreibutensilien auf einem zu seiner Bequemlichkeit an der Fensterwand angebrachten Bücherbrette lag. Dann öffnete er sie mit einem kleinen an seiner Uhrkette befestigten Schlüsselchen, nahm ein größeres, sorgsam versiegeltes Schriftstück heraus und überreichte es mit einer gewissen Feierlichkeit dem Justizrat.

„Gott sei gedankt! Jetzt werde ich ruhig sterben können,“ kam es nun wie erleichtert über seine Lippen. Der Justizrat stuhlte. Für so ernst und wichtig hatte er bei dem großen Vermögen des Barons dieses kleine Legat nicht betrachtet. „Sie sehen mich fragend an, lieber Justizrat,“ fuhr der Baron nach kurzem Hustenanfall fort. „Als Testamentsvollstrecker haben Sie ein Recht, wissen zu wollen, was in diesem Kobizill steht. Und Sie sollen es wissen, alles, sollen meine Kinder auf den Inhalt vorbereiten, wozu mir,“ er seufzte schwer auf, „um offen zu sein, der Mut fehlt.“ Der Justizrat konnte sein Befremden bei den letzten Worten des Barons nicht ganz verhehlen. Wenn irgendwo, hätte er geglaubt, daß hier die Verhältnisse klar lägen. „Ich muß mich kurz fassen,“ fuhr der Baron hastig fort, „denn meine Kräfte reichen nicht weit, und es wird mir schwer, Ihnen zu gestehen, was ich so lange im tiefsten Innern verborgen gehalten, welche Schuld auf meinem Leben lastet, eine Schuld, die ich beinahe mit mir ins Grab genommen, wenn nicht das arme verlassene Weib mit sterbender Hand mein Gewissen aufgerüttelt und mich an meine Pflicht gemahnt hätte. Sie erraten, es handelt sich um Anna Müller.“

Der Justizrat konnte nun doch ein leises Lächeln nicht unterdrücken. Er, der seine Menschenkenner, hatte ja gleich geahnt, daß es nicht bloß Menschenliebe war, die den lebenslustigen Herrn bewogen hatte, der Tochter seines alten Administrators eine so reiche Unterstützung zu gewähren, sondern daß ihm Anna Müller einst näher gestanden hatte.

„Sie lächeln, Justizrat,“ fuhr der Baron fort, „und ich ahne, was Sie denken; aber Sie tun der armen Heimgegangenen Unrecht. Sie war mein rechtmäßig angetrautes Weib. Der Sohn, den sie hinterlassen hat, steht mir ebenso nahe, wie Dietrich, er ist mein Erstgeborener.“

Der Justizrat fuhr mit einem Laut höchster Ueberraschung von seinem Sitze empor. „Das ändert allerdings alles. Ein rechtmäßiger Erbe? Wie aber ist es möglich, daß bis jetzt —?“

„Es war Feigheit, Justizrat, erbärmliche Feigheit, die mich den Mund verschlossen hat gegen mein Weib, meine Kinder!“

Der Justizrat schüttelte noch immer zweifelnd den Kopf: „Ich begreife noch immer nicht, Herr Baron, wie alles so kommen konnte.“

„Sie begreifen nicht, und doch ist es so einfach! Gewiß er-

innern Sie sich noch, daß mein Vater außer der Herrschaft Frauenstein und dem Allodialgut Schönwalde noch ein Gut in Ostpreußen besaß, das ihm meine Mutter zugebracht hat. Dieses sollte einst, da meine beiden älteren Brüdern Frauenstein und Schönwalde zufiel, nach des Vaters Tode mein Besitz werden. Ein seit langen Jahren im Dienste meines Vaters stehender Administrator bewirtschaftete es mit Treue und Geschick. Ich stand bei den Garde-Gusaren in Potsdam, ein flotter, lustiger Offizier. Meinen Urlaub im Herbst benutzte ich fast alljährlich dazu, meinen künftigen Besitz aufzusuchen und dort mit benachbarten Freunden und Offizieren aus der nahen Garnisonstadt der Jagd obzuliegen.“

Des Barons Kopf sank tiefer auf die Brust herab, aus der es wie ein Stöhnen aufstieg. „Da geschah’s,“ fuhr er nun leise fort, sobald der Justizrat sein Ohr fast an den Mund des Kranken legen mußte. „Der Administrator hatte eine liebreizende Tochter. Wir beide waren jung, empfänglich und liebten uns. Aber ich war kein Lump, der es über das Herz gebracht hätte, zum Verderber des einzigen Kindes eines alten, braven Beamten zu werden. So warb ich denn als ehrlicher Kerl um die Hand des Mädchens. Was es für Kämpfe da gegeben hat, ehe ich mein Ziel erreichte, das können Sie sich denken. Aber ich setzte meinen Willen durch, reichte meinen Abschied ein und heiratete Anna, mein junges Glück, in der Einsamkeit meines ostpreussischen Gutes bergend.“ Der Baron schweig einen Augenblick. Mit gespanntester Erwartung folgte der Justizrat der Erzählung.

„Sie wissen,“ sagte der Baron, sich nach kurzer Pause wieder aufrichtend, „daß der Tod jäh und unerwartet, erst meinen Vater, dann meine Brüder ereilte. Ich wurde einziger Erbe des alten Familienbesitzes. Das war der Ruin unserer in jugendlichem Leichtfinn eingegangenen Ehe. Anna Müller paßte nicht zur Gattin des Majoratsherrn von Frauenstein. Sie und ihr Vater sahen das selbst ein. Die Trennung der Ehe war beschlossene Sache. Ich glaubte mich frei und warb um die Gunst der schönen Gräfin Helberg, für die mein Herz erglüht war. Da traf mich wie ein Blitzschlag aus heiterem Himmel die Kunde, daß Anna sich Mutter fühle. Alle meine Hoffnungen, meine Ansichten für die Zukunft schienen dadurch mit einem Schlage vernichtet. Mich auf die Eisenbahn setzen und nach Ostpreußen fahren, war der Entschluß eines Augenblicks. Ganz unerwartet trat ich vor das bis zum Tode erschreckte arme Weib. „Ist es wahr?“ stöhnte ich auf, ihr zu Füßen sinkend und ihre Anie wie ein Verzweifelter umfassend. „Sage, daß es nicht so ist! Es kann ja nicht sein!“ Sie neigte statt aller Antwort nur schweigend und erröthend den Kopf. „So ist alles aus,“ stieß ich tonlos hervor. „Die ganze Zukunft vernichtet und zerbrochen.“

Jetzt erhob sie den Kopf und mir, der wie ein Rasender aufgeschneit war und mit großen Schritten das Zimmer durchmaß, mit einer Würde entgegentretend, die ich ihr nie zuge-
traut hatte, sagte sie ernst: „Sei ruhig, Georg. Ich will und werde Deinem Glück nicht im Wege stehen, weder ich, noch mein Kind.“ Etwas wie neubelebte Hoffnung mußte wohl in meinen Zügen aufleuchten; denn zum erstenmal sah ich es um ihren sanften Mund wie Bitterkeit aufzuden. „Und was, was soll werden?“ fragte ich. — „Nur ein wenig Geduld sollst Du noch mit mir haben,“ gab sie mir traurig zur Antwort. „Meine und meines Kindes Ehre darf ich Dir nicht opfern. Bis zu seiner Geburt bleibe ich Deine Gattin. Dann aber soll der Erfüllung Deines Wunsches nichts mehr entgegenstehen. Doch stelle ich Dir eine Bedingung: Das Kind, dem ich das Leben gegeben, ist mein, mein allein! Du entsagst allen Ansprüchen darauf. Ich will nicht, daß seine junge Seele gleich in den Zwiespalt verseht werde, zwischen Vater und Mutter wählen zu dürfen. Es ist vaterlos, ehe es nur zur Welt kommt, und soll es auch bleiben.“ Ich atmete auf. Damit kam sie ja nur meinen eigenen Wünschen entgegen. „Und Du willst allein die Sorgen für die Erziehung dieses Kindes auf Dich nehmen?“ — „Das will ich und bin fest entschlossen, mein Kind in den Verhältnissen zu erziehen, in denen ich selbst zu leben gewohnt bin. Es soll nicht, wie sein Vater, auf mich herabschauen. Sein Recht aber auf seinen Namen soll ihm bleiben. Ueber seine Zukunft heute schon Entschlüsse zu fassen, wäre verfrüht.“ Ich konnte dem nichts erwidern und so schieden wir, um uns nie mehr wieder zu sehen.“

Das Haupt des Kranken sank ermattet auf die Brust, ein heftiger Hustenanfall verhinderte ihn längere Zeit, weiter zu sprechen. Endlich warf der Justizrat die Frage auf: „Und sie gebar Ihnen einen Sohn?“

„Den sie unter ihrem Mädchennamen als Bruno Müller aufgezogen hat.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein ungebetener Fahrgast.

Von Johannes Bernharr.

(Nachdruck verboten.)

Es war im Frühling des Jahres 1897. Ich hatte den ganzen Winter an einem neuen Buch gearbeitet und war jetzt nach seiner Vollendung im höchsten Grade erholungsbedürftig. Deshalb nahm ich dankend die Einladung meines Schwagers, des Vorstandes einer Bahnstation im nördlichen Kanada an, der mich bat, ihn auf einige Wochen zu besuchen.

Die Station lag an einer damals nur wenig befahrenen Sekundärbahn, die heute schon längst Vollbahn ist.

Der Arzt hatte mir möglichst viel Bewegung empfohlen. Ich fuhr, ritt, radelte und jagte denn auch fleißig und segelte viel auf den herrlichen Seen, an denen dieser Teil Kanadas so reich ist. Kurz und gut, ich bewegte mich den ganzen Tag im Freien, was mir außerordentlich wohl tat.

Mehrere Male beteiligte ich mich auch an einer eigenartigen Jagd, die in den benachbarten Wäldern des kleinen Ortes abgehalten wurde. Seit diesen Monaten hatte eine Räuberbande die Umgegend unsicher gemacht, viele Einbrüche begangen und einige Mordtaten verübt, bis sie schließlich von den Gendarmen in die Falle gelockt und festgenommen wurde, alle mit Ausnahme des Führers, des gefürchteten Jack, der, wie man behauptete, vor keiner Schandtat zurückschreckte. Ihm hatte auch die Jagd gegolten, an der ich mich — leider erfolglos — beteiligte. Denn vom Jack war keine Spur zu finden, und deshalb beruhigten sich die Gemüter allmählich mit dem Gedanken, daß er die Gegend wohl verlassen habe.

Ich hatte bis dahin, wie gesagt, die verschiedensten Arten von Sport gepflegt. Nur zum Draufsitzen auf dem Bahngleise, das ich gern kennen lernen wollte, bot sich bis jetzt keine Gelegenheit, da die auf der Station meines Schwagers vorhandene Maschine vom Bahnmeister dienstlich viel benutzt wurde. Sonst liefen damals auf der ganzen Strecke an den Seen entlang nach abends fünf Uhr keine Züge mehr, so daß ich den ganzen Abend hätte fahren können. Ich war deshalb sehr glücklich, als der brave Harry mir eines Tages nach Abfertigung des letzten Zuges seine Draufmaschine zur Verfügung stellte.

Nach den nötigen Anweisungen und Verhaltensmaßregeln und einem kurzen Probefahren schwang ich mich denn auch auf die Draufmaschine, schwenkte meine Mütze zum Gruß den auf dem Bahnsteig stehenden Freunden zu und fuhr in die frische kanadische Landschaft hinaus.

Ansänglich wurde mir die ungewohnte Arbeit etwas schwer. Ich hatte einige Steigungen zu überwinden, einige Kurven zu nehmen, dann ging es aber schneller und schneller auf gerader, ebener Strecke dahin. Eine ganze Zeit fuhr ich durch dichten Wald. Dann trat ein Wechsel in der Szenerie ein. Während der Wald sich auf der einen Seite hoch und dunkel neben mir aufstürmte, breitete auf der anderen ein großer, endloser See seine weite glänzende Fläche in wunderbarer Abendbeleuchtung aus. Auf ihm bewegten sich in buntem Durcheinander schnell dahingleitende Passagierdampfer, große Schlepper mit ganzen Zügen vollbeladener Rähne, Fischerfahrzeuge und Lustjachten mit breittentstaketen, glänzenden Segeln.

Um das packende Bild neben mir recht zu genießen, hatte ich die Fahrt nach und nach verringert und schließlich gar nicht mehr an die Strecke vor mir gedacht. Da schreckte mich plötzlich ein eigenartiges Keuchen und Pusten aus meinen Träumen auf.

Um Gottes willen, war es ein Zug, der mir dort vorne entgegenkam? Was sollte ich da nur machen? Links über mir eine steile Felswand und rechts ein Abhang, der lotrecht in den See hinabschoß! — Und entkam ich glücklich, was würde dann aus dem nahenden Zuge? Würde er die Draufmaschine einfach beiseite schleudern oder an ihrem Widerstand entgleisen und in den See hinabstürzen?

Aber nur einen Augenblick dauerte der Schreck. Da fand ich die Lösung des Rätsels. Hinter einem Felsvorsprung vor mir tauchte ein festlich geklagter Passa-

gierdampfer auf, der mit einigen Hundert Touristen an Bord eine Lustfahrt über den See machte. Von ihm kam das Keuchen und Pusten, das mich aus meinem Entzücken über die wundervolle Schönheit der mich umgebenden Natur gerissen hatte.

Ich setzte meine Maschine wieder in schnellere Bewegung. Ich mußte eilen, wenn ich das Ziel meiner Reise, einen neuerbauten Leuchtturm, erreichen und vor Abgang des ersten Frühzuges wieder zurück sein wollte. Wieder ging es etwa eine Viertelstunde auf ebener Strecke weiter. Dann kam eine Steigung, die zu überwinden mir recht schwer wurde. Schließlich wurde ich ihrer Herr, und nachdem ich eine hohe Brücke passiert hatte, die über einen wildrauschenden Bach führte, machte ich vor einem kleinen einsam gelegenen Stationsgebäude Halt, wo ich um ein Glas Milch bat. Dem Stationsvorstand, dem ich Grüße meines Schwagers beistellte, war mein Besuch in seiner Einsamkeit sichtlich angenehm. Er erkundigte sich nach den neuesten Ereignissen und fragte mich nach dem Ausfall der auf Jack veranstalteten Jagden.

Als ich ihm sagte, daß sie zu keinem Ergebnis geführt hätten, daß der verächtliche Mörder und Wegelagerer wahrscheinlich aus unserem Kreise verschwunden sei, sprach er die Besorgnis aus, daß Jack sich in den umliegenden Wäldern versteckt haben möge, wo vor ihm schon derartiges Gesindel gehaust habe. Er würde deshalb, erklärte er, besonders auf der Hut sein.

Ich hatte keine Zeit, mich länger aufzuhalten. Deshalb nahm ich kurz Abschied und setzte mit erneuerten Kräften meine Reise fort. Die Bahn war hier ganz eben, und in schnellster Fahrt legte ich die erste Hälfte des bis zu meinem Ziel fehlenden Weges zurück.

Da sah ich vor mir eine Kurve. Raum hatte ich sie in etwas langsamerer Fahrt passiert, als ein Mann in schnellstem Lauf mir von weitem auf dem Bahndamm entgegeneilte, die Mütze schwenkte und mir ein energisches „Halt! Halt! — Es kommt ein Zug!“ zurief. Ich konnte die Gesichtszüge des Mannes nicht unterscheiden. Denn die Bahn befand sich bei der Kurve wieder in einem dichten Wald und deshalb war es hier schon ziemlich dunkel. Ich nahm an, daß er ein Bahnarbeiter sei und zweifelte keinen Augenblick daran, daß wirklich ein Zug nahe, und daß der Mann mich in der besten Absicht warnte, um ein Unglück zu verhüten.

„Schnell, schnell!“ rief er weiter. „Ich höre den Zug schon keuchen.“

Damit stand er schon, ehe ich die Draufmaschine zum Halten brachte, an meiner Seite, und in demselben Augenblick war er hinter mir auf die Maschine gesprungen und gab ihr gleichzeitig einen heftigen Stoß vorwärts.

„Fahren Sie so schnell, als Sie können,“ kommandierte er hinter mir mit drohender Stimme, „oder es kostet Ihr Leben.“ — Gleichzeitig fühlte ich den kalten Lauf einer Pistole in meinem Nacken.

„Vorwärts! Vorwärts!“ rief er wieder. „Nicht umsehen — oder ich schieße.“ Dabei verstärkte sich der Druck des Pistolenauslasses, so daß ich gezwungen wurde, den Kopf etwas nach vorn zu biegen.

Ich zweifelte keinen Augenblick daran, daß mein ungebetener Fahrgast Jack, der Mörder und Wegelagerer, war, den wir tagelang vergeblich gesucht hatten. Und ebenso klar wurde es mir, daß ich, wenn ich mich seinem Willen widersetzte, rettungslos verloren war.

Immer wieder hörte ich sein „Vorwärts! Vorwärts!“ hinter mir, während meine Gedanken vergeblich nach einem Ausweg, nach Rettung suchten. Ich wollte sprechen, ihn fragen, wie lange er die Pein fortsetzen, wie lange er mich als Zugtier mißbrauchen wollte. Mir versagte aber die Stimme, und ich arbeitete, arbeitete, daß mir der Schweiß die Stirne hinabließ.

Sollte ich diesem Strolch ein gutes Wort geben? Sollte ich ihn um Schonung bitten? Nein, nein und wieder nein. Einstweilen mußte ich mich in mein Geschick fügen. Vielleicht fand ich doch noch einen Ausweg, vielleicht kam mir auch der Zufall zur Hilfe.

Ich strengte alle meine Kräfte an, und die Draufmaschine flog jetzt mit einer Geschwindigkeit dahin, wie ich sie

vorher allein und ohne die doppelte Last nicht erreicht hatte. Da hörte ich seine Stimme hinter mir. Sie klang fast liebenswürdig.

„Brav, mein Herr, brav. Lassen Sie uns jetzt aber langsamer fahren. Wir haben während der Nacht noch 90 Kilometer zurückzulegen, und es ist für Sie nicht gut, wenn Sie sich zu sehr anstrengen.“

Noch neunzig Kilometer! Wie sollten meine Kräfte eine solche Leistung aushalten! Ja richtig, neunzig Kilometer hatten wir noch bis zum nördlichen Ende der Bahn. Dort hört jedes Verkehrsmittel, Bahn, Post, Telegraph auf. Dort war Jack in Sicherheit, und ich mußte den Schurken aus den Händen der Gerechtigkeit befreien! Auf eine der Bahnstationen hätte er sich nicht gewagt. Da würde man ihn sofort erkannt und verhaftet haben. War der Mensch hinter mir denn auch wirklich Jack? Nach dem Bilde hätte ich ihn sofort wiedererkannt. Es war aber schon zu dunkel, um seine Gesichtszüge zu unterscheiden. Trotzdem drehte ich den Kopf vorsichtig etwas nach rechts. In demselben Augenblick fühlte ich aber auch schon den kalten Pistolenlauf und hörte den warnenden Ruf: „Nicht umsehen — oder ich schieße!“

Da tauchte vor uns eine Station auf. Sie war das eigentliche Ziel meiner Reise. Von hier aus erreichte man in einer kleinen Viertelstunde den Leuchtturm, den ich besuchen wollte. Sein Feuer schien klar und deutlich zu uns herüber. Ich durfte ihm aber keine weitere Beachtung schenken; denn sonst wäre der Warnruf wieder dagewesen und der kalte Pistolenlauf hätte mich wieder im Nacken gelipelt. Meine ganze Aufmerksamkeit galt jetzt der Station vor uns. Vielleicht würde man uns dort bemerken, vielleicht kam mir von dort die ersuchte Rettung. Der Bahnkörper fiel jetzt ein wenig nach der Station zu ab, und mein Quälgeist spornte mich zu neuer Arbeit an, während er höhnisch sagte:

„Hier wird noch nicht gehalten!“

Somit hatten wir wieder die alte Fahrgeschwindigkeit erreicht, als wir durch die Weichen fuhren.

„Sobald Sie einen Ton von sich geben, schieße ich,“ drohte mein Begleiter und gab mir die bekannte Warnung mit dem Pistolenlauf.

In schneller Fahrt sausten wir durch die dunkle Station. Nur oben im ersten Stock des Stationsgebäudes brannte hinter der Gardine ein schwaches Licht. Die Bewohner gingen hier scheinbar mit den Hühnern zu Bett.

Wir waren noch nicht lange gefahren, als die verhasste Stimme hinter mir „Halt!“ gebot. „Wir wollen uns jetzt etwas stärken. Sobald Sie sich rühren, schieße ich! Vergessen Sie es nicht,“ sagte mein Fahrgast.

Ich glaubte zu hören, daß er etwas aus seiner Tasche zog. Dann folgten laugende und gurgelnde Laute, als trinke jemand aus einer Flasche, und kurz darauf drang ein widerlicher Fäulnisgeruch in meine Nase.

„Jetzt trinken Sie,“ hörte ich meinen Quälgeist und erblickte neben mir eine halbgeleerte Flasche, die der Schurke mir hinhielt.

Ich lehnte ab.

„Sie halten sich wohl für zu gut, mir mit zu trinken.“

„Ich trinke mit keinem Mörder. Schießen Sie nur!“

„Gut, wenn Sie nicht trinken wollen, dann trinke ich für uns beide.“

Als wir unsere Fahrt, die jetzt bergauf ging, fortsetzten, spürte ich die erste Müdigkeit, und ich sagte mir, daß ich der Sache jetzt ein Ende machen müsse. Es war nicht daran zu denken, daß meine Kräfte bis zur letzten Station ausreichen würden. Sobald sie mir versagten, würde mich sicher die tödliche Kugel meines Plagegeistes treffen, der sonst zu befürchten hatte, daß ich Verfolger auf seine Spur schickte. Sollte ich aber einmal sterben, so wollte ich lieber freiwillig in den Tod gehen, als wie ein Hund von der Kugel dieses Strolches niedergestreckt zu werden.

Ich dachte an meine kleine Braut. Würde ich sie je wiedersehen? Eine unbeschreibliche Wehmut überfiel mich. Diese machte aber bald einer rasenden Wut gegen den Schurken Platz, dessen Pistolenlauf — ich muß unwillkürlich eine verdächtige Bewegung gemacht haben — ich wieder drohend in meinem Nacken fühlte.

Mein Plan war fertig. Die Bahn senkte sich jetzt

und fiel in großen Bögen zu einem kleinen unmittelbar am See liegenden Städtchen hinab. Jetzt mußte bald eine Brücke kommen, die über einen in den See mündenden Fluß führte. Kurz hinter dieser Brücke war eine ganz steile Straße und dort beschrieb die Bahn auch dicht am Ufer eine Kurve, die nach Ansicht meines Schwagers nicht unbedenklich war. Noch gestern Abend hatte er mit einigen Kollegen hierüber eingehend gesprochen, so daß ich diese Stelle der Beschreibung nach genau kannte.

Hier mußte ich die Draisine zum Entgleisen bringen, dann würden wir beide mit ihr in den See hinabstürzen. Schlag ich beim Fall nicht auf ein Felsstück, so konnte ich mich möglicherweise durch Schwimmen retten. Es sollte hier so tief sein, daß, wie mein Schwager meinte, beim Absturz eines Zuges alle ertrinken mußten. Es war also immerhin eine, wenn auch nur schwache Aussicht, mich meiner kleinen Mary zu erhalten.

Ich arbeitete mit allen Kräften, und die Draisine nahm eine geradezu unheimliche Geschwindigkeit an. Mein Begleiter schien es nicht zu beachten. Seine Gedanken waren wohl nicht bei der Sache. Oder hatte ich ihn verloren? Er konnte abgesprungen oder hinuntergefallen sein. Die Bahn fiel schon ziemlich steil ab und die Arbeit wurde von Sekunde zu Sekunde leichter. Ich drehte den Kopf ein wenig zur Seite, um mich davon zu überzeugen, ob ich den verhassten Strolch noch im Rücken hatte. Ja, richtig, da war wieder der Pistolenlauf, und eine unheimliche hohle Stimme rief: „Halt! Halt!“

„Ich kann nicht,“ antwortete ich. „Die Bremse funktioniert nicht.“

Jetzt ging es in wilder Fahrt über die Brücke. Der Bandit rief und flehte. „Halt, halt!“ Die Stimme klang aber nicht mehr befehlend. Der Mann, der mit dem Leben so vieler braver Menschen gespielt hatte, fürchtete für sein eigenes. Er flehte und bat. Es gab aber kein Halten mehr. Das Rassel und Klirren der Räder wurde zu einem unheimlichen, ohrbetäubenden Laut, der sich mit dem flehenden Rufen meines Begleiters vermischte.

Weiter, weiter ging es. Jetzt konnte es nur noch wenige Sekunden dauern. Da war schon der See. Vom gegenüberliegenden Ufer winkte uns das Feuer eines Leuchtturmes zu. Da war auch schon die verhängnisvolle Kurve. In rasender Hast kam sie näher. Die Draisine schwankte und wankte, machte wilde Sprünge und Säge. — „Halt! Halt!“ tönte es hinter mir. — Dann folgte ein wilder Krach. Wir waren entgleist, und in hohem Bogen flog ich, mich an der Draisine haltend, den Abgrund hinab.

Als ich meine Besinnung wiedererlangte, lag ich im Krankenhaus des kleinen Städtchens, in dessen Nähe die Entgleisung stattgefunden hatte. Hier erfuhr ich folgendes: Der Absturz war von in der Nähe stehenden Leuten bemerkt worden. Diese ruderten sofort heran und nahmen uns auf, mich besinnungslos mit einigen schweren Quetschungen, während mein Begleiter tot war. Man hatte in ihm den lange vergeblich gesuchten Mörder und Banditen Jack erkannt.

Meine Rückkehr zu meinen Geschwistern konnte schon vierzehn Tage später erfolgen. Dort fand ich auch meine kleine Braut vor, die meine Schwester zu meiner weiteren Pflege hatte kommen lassen. — Es war ein frohes, glückliches Wiedersehen!



Teure Reliquien. Aus London wird berichtet: Die Anteilnahme, die man dem Schicksal unglücklicher Königinnen der Vergangenheit entgegenbringt, trägt dazu bei, Reliquien, die sich von ihnen erhalten haben, im Preise sehr hoch steigen zu lassen. So hat ein unvollendeter Brief der Königin Maria Stuart von Schottland bei einer Auktion 18 000 Mark erzielt, so die Brillantentiaara der ermordeten Königin Traga von Serbien brachte 24 400 Mark. Ein Paar Perlenohrringe, die einst der unglücklichen Königin Marie Antoinette gehört hatten, brachten 21 000 Mark.